

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 3

Artikel: Drei Tessiner Novellen
Autor: Volonterio, Annina / Salati, Vinicio / Spreng, Orlando
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Drei Tessiner Novellen

Beinahe zwanzig „Tessiner Erzählungen“ in farbenfreudigem Einband — gezeichnet und geschnitten von unserem Meister der graphischen Kunst, Aldo Patocchi — sind soeben beim Istituto Editoriale Ticinese in Bellinzona erschienen unter dem Patronat des Schweizerischen Schriftstellervereins. So ist dieses Buch in gewissem Sinn auch ein Zeugnis freundeidgenössischer Solidarität.

Zwanzig Erzählungen von siebzehn Autoren! Wie war es nur möglich in einem Ländchen von 160 000 Einwohnern, das teilweise Bergland ist, eine solche Ernte abzuhalten? Von den Schriftstellern sind einige wohlbekannt, in erster Linie Francesco Chiesa, ferner Piero Bianconi und Guido Calgari. Andere wieder haben bis jetzt nur vereinzelte schüchterne Versuche veröffentlicht wie Rosa Clemente-Lepori, Vinicio Salati, Orlando Spreng, Alberto Lucchini und der junge Pericle Patocchi, der bis heute französisch publizierte. (Neu ist von ihm ein kleiner Band Gedichte „Musiques légères“, erschienen bei Marguerat in Lausanne). Viele Schriftsteller von allen Arten, viele Geschichten, allerhand Geschichten! Seit der Tessin besteht wurde noch nie etwas Ähnliches unternommen, in aller Bescheidenheit, aber doch voller Sinn und Saft, denn das Land ist sich gleich geblieben.

Wie es seinerzeit Giuseppe Zoppi an dieser Stelle ausgesprochen hat und wie es später durch einen bedeutenden und weitblickenden Aufsatz von Prof. Z. Giacometti bestätigt wurde, kann man leider nicht sehr optimistisch sein in Bezug auf die demographischen und linguistischen Bedingungen der italienischen Schweiz und alle Schweizer müssen dem Tessin behülflich sein. Gleichwohl bringen wir hier einen bescheidenen Beweis, dass es nicht wenige Schriftsteller gibt im Tessin und dass sie ihre Sprache mit Kraft und Kunst zu handhaben wissen.

Absichtlich wurden hier Erzählungen gewählt, deren Autoren noch beinahe unbekannt sind in der deutschen Schweiz: von einem von ihnen, Orlando Spreng, einem im Tessin assimilierten Berner, kam letztes Jahr eine deutsche Uebersetzung seines „Recluta Senzapace“ heraus.

Die Wiegenhöhlen

von Annina Volonterio

Es war an einem späten Septembertag, bei Sonnenuntergang. In dem kleinen Dorfe Maggia herrschte jene gewohnte friedliche Belebtheit, die der feierlichen Ruhe der Nacht voranzugehen pflegt.

Die Männer kehrten aus dem Walde zurück, gebeugt unter der letzten schweren Last Holz für den Wintervorrat; die Frauen

kamen von den Feldern, den Kratten voller Rüben und Kartoffeln auf dem Rücken, Hirtenbuben und -Mädchen trieben die Kühe zur Tränke an den Fluss hinunter. Kinder sammelten sich hüpfend zum Reigen und sangen unten an der Kirchentreppe:

Giro giro tondo

il pane è cotto al forno

Don Giuliano schritt auf der hölzernen Loggia des Pfarrhauses auf und ab und murmelte sein Brevier; der Küster schleppte sich in lotternden Zoccoli auf den Kirchturm zu und wechselte den Abendgruss mit den alten Leutchen auf den steinernen Bänken, die neben keiner Haustüre fehlten.

Plötzlich blieben die Männer stehen und stützten ihre Last auf das Mäuerchen am Strassenbord, die Frauen brachen ihr Geplauder ab, Hirtenbuben und -Mädchen liessen ihre Tiere im Stich, die Kinder rannten nach Hause, der Pfarrer spähte über das Gelände der Loggia und der Küster spitzte die Ohren

Alle hatten es gehört: es waren wirklich Glockenschläge, die aus dem Tal herauftönten.

Feuer? Diebe? Räuber?... Alle blickten nach den Bergen: keine Spur von Feuer; dann ins Tal: weder ein Räuchlein, noch ein verdächtiger Schein am heitern Horizont.

Diebe?.... Ach, es waren nur allzu schlimme Zeiten und es gab so viele Diebe, angefangen mit den Beamten, welche die Franzosen nach Locarno gebracht hatten.

Räuber? Auch von solchen wimmelte es, seitdem Bern vom Unglück der Fremdherrschaft betroffen worden, wodurch eine grosse Aenderung eingetreten war. Jedoch — ein Glück für die Täler — die Herren Franzosen hielten sich meist an die Städte, an die grossen Ortschaften. Peppo, der Hausierer, hatte berichtet, es sei Krieg, aber weit weg, jenseits des Gotthards und man könne hoffen, der Tessin werde nicht in Mitleidenschaft gezogen.

Gewiss, aber unterdessen läuteten die Glocken unaufhörlich und neben denen von Gordevio klangen jetzt auch noch die von Aurigno und Moghegno.

Die Frauen standen auf der Türschwelle, ein Auge auf den Kochkessel im Kamin gerichtet, das andere nach der Strasse.

Wie die Männer ergingen auch sie sich in blossen Mutmassungen, als plötzlich auf dem weissen Strassenband ein sonderbares Gefährt im Spreng-Galopp daherkam.

Die Männer liessen ihre Lasten stehen, die Frauen vergassen den Kochkessel, Hirtenbuben und -Mädchen achteten nicht mehr auf ihre Tiere, die allein in den Stall zurückkehrten und die Kinder verbargen sich unter den Schürzen der Grossmütter; Don Giuliano klappte sein Brevier zu, der Küster machte Kehrt, gefolgt von den Greisen des Dorfes und alle beeilten sich, dem Gefährt entgegenzugehen. Dort musste man doch etwas erfahren.

Sie begegneten ihm, als es gerade bei den ersten Häusern des Dorfes angelangt war, aber keiner vermochte mehr den Mund aufzutun, so absonderlich und grauenvoll war der Anblick des Pferdes, des Wagens und des Fuhrmannes: das Pferd, welches die Strasse in solchem Tempo verschlungen hatte, war nur ein Maultier, das vor Alter und Hunger bloss aus Haut und Knochen bestand; der Wagen, der ganz lautlos fuhr, schien derart primitiv und übel zugerichtet, dass man sich wundern musste, wenn er überhaupt noch beieinander blieb und die Räder sich noch in den Achsen drehten, der Fuhrmann lag ausgestreckt auf dem Bauch, in einen zerfetzten Mantel gehüllt. Kopf und Antlitz waren unter einer Kapuze versteckt, die nur Augen und Mund sehen liess: einen zahnlosen Mund, schwarz wie ein Ofenloch und zwei graue Augen, die blitzten wie die Klinge eines Messers.

Die Leute fanden nicht die Kraft, den Mund zu öffnen. Das Pferd blieb am ganzen Leibe zitternd stehen auf seinen vier dünnen Beinen, der Wagen hielt an mit einem Krach, der Männer und Frauen vor Schreck erstarren und die Kinder kreischen machte. Der Fuhrmann aber befahl mit Grabesstimme:

„Fliehet sogleich! Fliehet alle! Versteckt euch rasch, versteckt euch alle! Banden von russischen Soldaten, die in Locarno biwakieren, steigen raubend und plündernd das Tal herauf. Sie haben bereits Gordevio in Brand gesteckt, den Frauen von Avegno Gewalt angetan und Kinder geraubt. Fliehet in aller Eile! bald werden die Suworow-Teufel hier sein, zögert keinen Augenblick, euch in Sicherheit zu bringen!“ So sprach er und ehe die von Maggia sich von der furchtbaren Ueber-

raschung erholt hatten, waren Ross, Wagen und Fuhrmann lautlos davongefahren, verschluckt von einer dichten Staubwolke.

Fliehen?... Männer, Jünglinge und grössere Kinder konnten in die Berge hinauf klettern und Zuflucht suchen im Reich der Gemen, die Herde vor sich hertreibend, so weit es eben ging. Aber die Alten? Und die Mütter mit ihren Kleinen?... Zufällig gab es gerade in diesem Jahr besonders viele Wiegen, wie nie zuvor, und der Pfarrer hatte es einen Segen des Himmels genannt. „Einen Segen, nein, eher einen Fluch!“ schrien die Weiber und rannten nach Hause.

„Diese Hunde werden wüten wie die Knechte des Herodes und es wird der Mord der unschuldigen Kindlein sein!“ stöhnten die Grossmütter.

Bald tönte in das Weinen der Frauen auch das Geschrei der kleinen Kinder, die so plötzlich von verkrampften Händen aus dem Schlaf gerissen wurden. Und das Dorf widerhallte von Tiergebrüll, Schreien, Schlägen, Hilferufen und Verwünschungen. Edelmut und Eigenliebe kämpften furchtbar miteinander im Herzen der Menschen... Herden, Männer und Jugendliche verschwanden mit grösster Eile in der Dämmerung. Die Eigenliebe hatte gesiegt.

Die Mütter standen allein und verlassen mit ihren Kleinsten im Arm zu Füßen der Kirchentreppe. Verzweifelt waren sie und dachten nicht einmal mehr daran, den heiligen Julian, ihren Kirchpatron, um Hilfe anzuflehen. Aber die Schutzengel ihrer Kinder beteten für sie. Und die Hilfe kam: von der Loggia des Pfarrhauses rief eine Stimme zur Besinnung:

„Ihr Frauen, geht doch in die Wolfshöhlen und fürchtet euch nicht: ihr wisst ja, dass seit Menschengedenken keine Spur von Wölfen mehr in diesen Berghöhlen gesichtet ward“.

„Das ist wahr — schrie mehr als eine — danke, Herr Pfarrer, aber kommt doch mit uns!“

„Ich danke euch — erwiderte der Priester — ich muss die Kirche bewachen“.

„Man wird euch gewiss umbringen, kommt doch mit uns!“ flehte eine Alte.

„Führet mich nicht in Versuchung, geht!“ befahl der Priester in strengem Ton.

Sie gehorchten.

Es war nicht weit zu den Wolfshöhlen, die so gut versteckt blieben im Steingeröll eines Erdrutsches, dass Mütter, Greise und kleine Kinder friedlich dort weilen konnten, solange die Feuersbrünste der Strasse entlang und auf den Waldwegen von der Anwesenheit und dem Vorbeiziehen der verheerenden Vandalen zeugten.

Endlich ertönte eines Morgens eine Glocke, die zum Angelus rief. Wie auf ein Zeichen machten die Mütter sich auf den Heimweg ins Dorf. Hier fanden sie auch schon ihre Männer, Väter und Brüder vor, die, um von ihnen Verzeihung zu erlangen, bereits Häuser und Ställe gereinigt und den Schaden, den die Soldateska angerichtet, so gut wie möglich gebessert hatten. Zum Glück war das Uebel weniger gross, als man befürchten musste, denn Maggia lag weit entfernt vom Lager der Soldaten und nur wenige von ihnen gelangten bis hier herauf. Auch hatten sie gleich wieder abziehen müssen, um dem General nachzueilen, der die Leventina hinaufzog.

Die Frauen gaben ihre Verzeihung ohne Zögern und alles war vergessen. Nur die Höhlen unter dem Erdrutsch wechselten ihren Namen und wurden getauft, wie sie heute noch heissen: die „Wiegenhöhlen“.

Der Kärrner

von Vinicio Salati

Giuseppe hat seine Schwester nicht gern. Sie ist ein böses Weib. Sein Ross hingegen, ja sein Rösslein, ist das einzige Geschöpf, das er liebt auf der Welt. Es kann lieb sein und es kann schweigen. Aber die Schwester, die tut nichts als schreien vom Morgen bis zum Abend und oft noch bei der Nacht — mit furchtbarer Beharrlichkeit.

Wenn er einen Rausch hat, stürzt sie sich auf ihn wie ein wildes Tier und manchmal schlägt sie ihn gar. Ist er nüchtern, so findet sie irgend einen andern Grund, um Streit anzufangen, sodass sie ihn überhaupt nie in Ruhe lässt.

Aber unten im Stall, wie friedlich ist es da! Wie schön, sich auf ein Heubündel zu werfen und liegen zu bleiben mit dem

Toscano-Stummel im Mund! Er schaut dem Pferd zu wie es frisst und sich von Zeit zu Zeit umdreht und ihn mit seinen runden, feuchten, sanften und guten Augen anblickt, als wollte es fragen, was er eigentlich hier tue. Oder vielleicht will es gar etwas Zärtliches sagen.

Wenn das Pferd sich ein zweites und ein drittes Mal umgedreht hat, hält Giuseppe es nicht mehr aus. Wie von Raserei gepackt muss er aufstehen, ob er will oder nicht, zu dem Tier hingehen, es streicheln und ihm den harten und warmen Bauch klopfen. Und Giuseppe reibt seinen wolligen Haarschopf am Maul des Rössleins und sagt ihm tausend Dinge.

Dann zieht er Brotrinde aus seinen Hosentaschen. Das Tier scheint ihm zuzulächeln; indem es das Brot packt, küsst es ihm zugleich die Hand. Und die Hand bleibt feucht und schaumig.

Dann lässt Giuseppe sich wieder auf das Heubündel niederfallen, zündet vorsichtig seine Zigarre von neuem an und fährt fort zu rauchen. In solchen Augenblicken ist er glücklich wie ein Kaiser und wünscht sich weiter nichts, als dass es Stunden und Stunden, ja tagelang so fortgehen möchte.

Aber auch der Toscano-Stummel verzehrt sich langsam und zerfällt in Asche, in eine weisse, schneeige Asche. Denn Giuseppe versteht es, seine Toscani richtig auszuwählen. Schwarz und trocken, wie sie sind, werden sie ganz heiss und weiss, wenn sie zu Asche zerfallen.

Zuletzt löscht er den Stummel aus, indem er ihn sanft am Boden abstreift, dann zerreibt er ihn zwischen den groben Fingern und wirft sich den zerriebenen Tabak in den Mund. Aus schiefem Mundwinkel klatscht bald darauf wie ein Peitschenknall der Saft heraus und frisst sich in den Boden ein, schön gelb wie ein Stern.

Das Pferd dreht sich um und zeigt die Zähne. Es scheint, als lache es mit. Dann schnuppert es in der Krippe herum, schnaubt, reisst ein paar Halme heraus, schüttelt den Kopf, den langen Hals und schlägt mit dem Huf im Takt auf das Stroh.

Im Stall ist es warm und gemütlich und ein Geruch ist drin, den Giuseppe mehr liebt als irgend etwas auf der Welt.

Aber die andere, die Hexe, ruft ihn schon wieder, nicht fünf Minuten kann sie ihn in Frieden seine Zigarre rauchen lassen. Und kreischen tut sie! Da erhebt sich Giuseppe langsam, ganz

langsam — zieht die Hosen herauf, schnallt mit einem derben Ruck den Gürtel enger, dreht den Kautabak im Mund herum, sodass er von einer Ecke in die andere befördert wird über die raue Zunge hinweg, eine wütende Spucke spritzt heraus und zu seinem Tier gewendet:

— Hörst du sie? — sagt er — die dort oben! Immer die gleiche alte Gackerhenne, die nicht krepieren will. —

Dann geht er hinaus.

Draussen in der frischen Luft glaubt er einen Augenblick lang, er könne nicht mehr schnaufen, er ersticke. Drinnen im Stall war es schön gewesen: es duftete nach Heu und nach Pferd, draussen dagegen scheint ihm alles nach etwas Fremdem zu riechen, nach Menschen, nach einer endlosen Welt.

Für Giuseppe ist der Stall das wahre Heim. Im Haus hingegen hält er es nur wenige Minuten aus. Es überkommt ihn dort eine Traurigkeit, ein schwerer Alpdruck und ein uferloser Durst. Und er muss trinken. Er sucht dann alle Ausreden, um sich nur gleich wieder davon machen zu können.

Und wenn er zum Haus hinaus geht, so tönen ihm wie gewöhnlich die Worte nach:

— Was, gehst du schon wieder, du Lump! Nichtsnutz, der du bist. Du Säufer, du Lump... —

Andere sagen wohl mit einem Lächeln:

— Guten Morgen, guten Abend, auf Wiedersehn, guten Spaziergang.... —

Sie aber brummt nur: — Du Lump! —

Jeden Morgen stand er gegen fünf Uhr auf, schlüpfte in die braunen Leinenhosen und so, mit entblösstem Oberkörper und barfuss, ging er in den Hof hinunter, um sich am Brunnen zu waschen. Das Wasser war stets eiskalt und die Seife gelblich weiss wie ein schönes Stück Käse.

Giuseppe wusch seinen behaarten und sommersprossigen Oberkörper und lachte, weil es ihn dabei unter den Achseln kitzelte. Laut vor sich hinredend musste er sich immer von neuem gestehen, wie sonderbar die Welt sei, sogar für einen Taugenichts.

Endlich trocknete er sich ab mit seinen Bärenatzen und zog das Hemd, das fast immer schmutzig war, weil die Schwester es ihm nicht waschen wollte, über den Kopf.

Drauf ging er in den Stall. Nun erst wurde er ernsthaft, um sein Tier gebührend zu begrüßen, indem er sich in Zärtlichkeit und stummem Glück an sein Maul drückte.

Und so begann die Arbeit.

Mit heldenhaft ausgreifender Gebärde spuckte er in die Hände, rieb sie aneinander, schwang sich wie ein Aff auf seinen Karren, zog mit kräftigem Griff die Hosen herauf und machte es sich darin bequem, dann aber los...

So fuhr er zum Fluss hinunter.

Dort warf er Sand in den Karren, soviel das Zeug hielt, dann ein Ruck an den Zügeln und das Gefährt begann zu schaukeln und zu knirschen wie ein Schiffsrumpf, der gegen eine Klippe stösst.

Giuseppe ging hinterdrein, die Hände in den Hosentaschen, die Peitsche unterm Arm, eine Peitsche, die er zwar nie gebrauchte, aber trotzdem stets bei sich hatte, denn zum Kärren gehört die Peitsche wie zum Liebhaber die Geliebte und zum Toten der Sarg.

Sein Tier gehorchte ihm aufs Wort, ja auf den leisesten Wink, ob es auch einzunicken schien beim Ziehen, hinter seinen ledernen Scheuklappen.

— Gut und sanft ist es, wie ein Christenmensch... wie mancher Christenmensch. —

Und so, Fahrt auf Fahrt, schloss auch die Sonne mählich ihre Lider zum Schlaf und die Erde zerschmolz im Dunkel.

Giuseppe spannte das Pferd aus, machte Hafer, Heu und Wasser bereit.

Er zog den Toscano-Stummel hervor und auf dem Heu ausgestreckt schaute er dem Tier zu, das friedlich kaute... dann betrachtete er die weisse Asche seiner Zigarre und dachte an allerhand.

— Ueber das Leben muss ich nachdenken! — sagte er — ich denke über das Leben nach. Nur im Stall kann man sie verstehen, die Wahrheiten dieser kugelrunden Erde. Draussen kann man nicht denken, da muss man mit den Leuten reden. —

Wenn Giuseppe am Samstag den Zahltag erhielt, übergab er alles der Schwester, ausser den wenigen Batzen für die Toscani und den Wein.

Um den Zahltag herum hielt das Weib den Mund. Es war der einzige Augenblick, da die Schwester freundlich war. Sowie sie die Klappe öffnete, konnte ja nichts anderes herauskommen als Schimpferei. Bekam sie aber etwas, so verstand sie zu schweigen, das war ihre Art Zärtlichkeit. Und für diese Augenblicke war Giuseppe ihr dankbar.

Nach dreissig Jahren, nachdem die Haut an den Fusssohlen sich tausendmal erneuert hatte, erhielt Giuseppe dreitausend Franken von der Versicherung. Sein Arbeitgeber hatte die Prämien während dreissig Jahren von seinem Lohn zurückbehalten und für ihn eingezahlt, da waren eines Tages diese drei Tausenderscheine wie dürre Blätter zögernd auf ihn herniedergeschwankt, ohne dass Giuseppe es im ersten Augenblick auch nur gemerkt hätte. Nachdem die erste Verblüffung verflogen, raffte er sie mit der Hand zusammen und warf sie in seine Tasche.

Dann ging er in den Konsumladen, kaufte Hafer für sein Tier und einen jener Federbüsche, wie man sie den Pferden bei Luxusbegräbnissen an den Kopf steckt. Hierauf verkroch er sich in einen Winkel der Schenke, machte einer Flasche nach der andern den Garaus, rauchte Toscani und formte schöne Häuflein reiner, warmer Asche.

An diesem Abend kehrte er nicht ins Haus zurück, sondern schlief im Stall, nachdem er seinem Tier, durch Wolken süssen Weines hindurch, einen Haufen Dinge erzählt hatte.

Am Morgen weckte ihn ein Wasserstrahl, mit dem die Schwester ihn überschüttete:

— Nur so wird dir der Rausch vollends vergehen, du wüstes Schwein! —

Giuseppe antwortete nichts. Zugleich mit der Zigarrenschachtel, dem Kautabak und irgend einem Fetzen zog er aus seiner Hosentasche die Geldscheine.

Neugierig und unruhig wie ein Papagei hob das überraschte Weib beide Schürzenzipfel hoch und Giuseppe schmiss alles hinein.

— So, jetzt lass' mich aber wenigstens für heute in Ruh'! — Das Pferd hatte sich umgedreht und schüttelte mit hörbarem Zittern den Kopf, um die Fliegen zu verjagen. Aber die Fliegen summten wie Orgelpfeifen und in dem feinen Staub des

Stalles konnte man eine endlose Welt bewundern: Kathedralen, die nie erbaut worden, Menschen, die nie geboren und Blumen, die nie erblüht.

*

Giuseppes Schwester kaufte Haus und Stall aus dem Versicherungsgeld. Kaum war der Vertrag unterschrieben, so begann die Schimpferei von neuem. Und nun sollte sie kein Ende mehr finden. Er sass ihr im Blut, der giftige Hass gegen den Bruder.

Giuseppe hatte die Arbeit wieder aufgenommen wie gewohnt. Nur ging er jetzt manchmal auch am Sonntag mit seinem Rösslein fort.

Sie zogen über Land und kamen Abends zurück. Er kehrte ein in irgend einem abgelegenen „Grotto“. Auf dem Heimweg spuckte er häufig, in hohem Bogen wie ein Säemann sät und behaglich drehte er seinen Tabakteig im Mund herum.

Kaum war die Schwester Herrin des Hauses geworden, ward Giuseppe in den Stall verbannt.

— Uebrigens ist es dir ja dort wohler als in der Kammer. —

Und Giuseppe fühlte sich wirklich wohler. Für ihn bedeutete es die Behaglichkeit. Nun konnte er bei seinem Tier schlafen und er fühlte sich glücklich wie ein Gatte. Sein Schlaf wurde tiefer als der Ozean.

Mit dem ersten Sonnenstrahl stieg er wieder zur Erde empor, er hörte sein Blut hämmern wie Glockenschlag.

Eines Nachts vernimmt er plötzlich im Traum ein undeutliches Gessumme, dann wacht er mit einem Ruck auf, in übermenschlicher Anstengung. Da schlägt ein dumpfer Fall an sein Ohr.

Giuseppe zündet die Kerze an, sein Schatten wächst ins Riesenhafte an der rauhen Wand und es scheint, als wickle er sich immer mächtiger auf, um den Raum zu verschlingen.

Giuseppe sieht sein Pferd unbeweglich am Boden ausgestreckt in der Haltung dessen, der seine Seele ausgehaucht.

Giuseppe errät, ohne zu verstehen. Er weiss nicht, wohin er die Kerze stellen soll. Er stolpert über das Tier. Wieder zündet er den Kerzenstummel an, ruft sein Pferd, stellt mit grösster Mühe die Kerze auf die Krippe und hat endlich die Hände frei: er ergreift den Kopf des Tieres, hebt ihn auf, schaut

ihm in die gläsernen Augen, betastet den harten, noch warmen Bauch. Die tote Masse liegt vor ihm und scheint zu wachsen. Mühsam bewegt er sich und das Rascheln im Stroh tönt ihm wie greller Lärm in die Ohren. Giuseppe wagt noch nicht, es zu glauben. Er reibt seinen Kopf am langen Hals des Tieres und weint. Er weint und spricht zu dem Pferd, wie man zu einem geliebten Menschen spricht. Er überschüttet sein totes Rösslein mit zärtlichen Worten und liebkost es unaufhörlich, klopft ihm sanft mit der Hand den Bauch, den Hals und das trockene Maul, aus dem nie wieder der feuchte, schaumige Atem dringen wird.

Und er weint, weint, wie er noch nie geweint in seinem Leben, diesem Leben eines still Verzweifelten.

Endlich, nach mehreren Stunden, während draussen schweigend der graue Morgen dämmert, ein feuchter und kühler Herbstmorgen, schläft Giuseppe auf dem Boden ein, als ruhe er im Schosse seines Tieres.

Und er schläft den Schlaf eines entkräfteten, müden, erschöpften, gebrochenen Menschen. Er schläft, das Gesicht an den grossen, unbeweglichen Bauch gedrückt, während seine Arme das tote Pferd umschlingen, als wäre er liebend mit ihm vereint.

*

Jetzt ist Giuseppe alt und arbeitet nicht mehr. Die Schwester hat noch immer nicht aufgehört zu schreien, aber er ist taub dafür. Er trinkt seinen Wein, isst seine Minestra, raucht seine Toscani. Gegen Abend geht er über Feld spazieren. Dann kehrt er heim. Er steigt zum Fluss hinunter, betrachtet den Sand, den er während so vielen Jahren gefahren hat, weit weg, um Häuser und Mauern zu bauen, diesen saubern, gereinigten Sand, den der eigenwillige Fluss ihm stets hervorgebracht, wie ein bebautes Feld seine Frucht trägt.

Giuseppe betrachtet den Sand und denkt an die andern Kärner, die jeden Morgen mit Pferd und Wagen zum Fluss hinab fahren. Aber es ist nicht möglich, dass einer von ihnen sein Tier so liebt, wie Giuseppe sein Rösslein geliebt.

Die andern halten die Peitsche in der Hand. Und wenn der Sand nass ist und das Tier nur mit Mühe anzieht, dann hagelt es Flüche und Peitschenhiebe.

Giuseppe hat nun niemanden mehr auf der Welt. Er weiss und versteht nicht, weshalb er noch lebt. Oder ist er am Ende schon tot? Sein Herz hat er hinter dem Stall vergraben samt dem Kadaver seines Pferdes. Und nun lebt er wie eine Maschine und wartet nur noch darauf, dass eines Tages ein Rädlein nicht mehr funktioniere und das Werk still stehe.

Bis es aber so weit ist schaut er in den Fluss hinab, heftet den Blick auf den Sand und kehrt wieder heim, um im Stall zu schlafen, der kalt geworden und sogar nach Moder zu riechen beginnt.

Auch der Geruch seines Pferdes, dieser gute und starke Geruch, ist nicht an den Mauern haften geblieben. Er ist verflogen wie so viele Dinge dieses Lebens.

An den Mauern sind lauter Risse und in den Rissen eitel Larven, Spinnen und Staub, da und dort ein Halm. Die Mauer bröckelt ab, Stück um Stück, sie wird alt. Eines Tages zerfällt auch sie wieder zu Erde, zu Asche, wie die heilige Schrift sagt.

Und Giuseppe wird müde, wenn er die Geheimnisse des Lebens überdenkt. Er ist verstummt, da er niemanden mehr hat. Niemanden, der ihm auf den Grund des Herzens schaut.

Mit wem sollte er reden?

Die Stute

von Orlando Spreng

— Ihr . . . ihr wollt die Stute kaufen? —

Der Organist begann leicht ungeduldig zu werden angesichts der übertriebenen Verblüffung des Bauers und antwortete:

— Ich und niemand anders. Warum denn nicht? — Unruhig fuchtelte er mit seinen langen, wachsbleichen Händen in der Luft herum, während er mit weicher Stimme beharrlich weiterfuhr:

— Worüber seid ihr so erstaunt, warum tut ihr so verblüfft? Ist sie zu verkaufen, ja oder nein? —

— Ja freilich. —

— Ist sie in Ordnung? Hat sie keine Fehler? Ich kaufe sie euch ab. Jawohl, ich kaufe sie. Was ist daran so sonderbar? —

— Wird sie euch denn auch passen? Wer hat euch zu mir geschickt? —

— Grosser Gott, wer wohl? Einer, denke ich, der wusste, dass die Stute zu kaufen war! Irgend einer im Wirtshaus. Also... wollt ihr sie mir geben? —

— Ich geb' sie euch, freilich geb' ich sie euch. Und hat man euch gesagt...? — Er beendete den Satz nicht, nur seine Augen schauten fragend.

Es bestand ein auffallender Gegensatz zwischen den beiden Männern: der Bauer war von kurzem Wuchs, gebräunt, wie aus knorrigem Hartholz geschnitzt; kräftige Schultern, grobe Hände, ungelenk und erdfarben wie sein Gesicht. Es schien, als drücke die Mühsal so vieler Jahre ihn ständig in den Boden hinein.

Der Organist war von hoher Gestalt, zu lang, mit breiter, aber flacher, krankhaft gehöhlter Brust; ein seltsames Antlitz, bleich, mit grossem Mund, weit geöffneten fiebrigen Augen, hoher Stirne, dichtem Haar, das schon von weissen Strähnen durchzogen war, die ihm unordentlich über die Schläfen herab hingen.

Seine Hände waren blutleer und gross, die Finger lang mit stark artikulierten, kräftigen Gelenken: ausdrucksvolle Hände eines Künstlers, die den Blick auf sich zogen und fesselten. Stets waren sie in Bewegung, unruhig vibrierend, lebendig, aber krank; krank vor Musik; Hände, geschaffen, die Tasten zu meistern, zart und kräftig, ein Gegensatz zu der schweren, gebeugten und plumpen Erscheinung des Bauers.

„Ihr werdet mir sie abhauen müssen, diese Hände — pflegte er zum Pfarrer zu sagen, wenn dieser zu ihm zur Orgel hinaufstieg, um ihn aus der Nähe spielen zu hören — abhauen werdet ihr sie müssen und hier neben den Tasten festnageln. Denn diese Hände wollen auch noch spielen, wenn ich tot bin — ich kann sonst im Grab keine Ruhe finden“. Dann hob er sein leidendes, gequältes, zerrissenes, von tausend frühen Falten durchwühltes Antlitz zum Pfarrer empor und schaute ihn aus wirren Augen an.

Diese Hände auf den Tasten, diese toten Hände...

— Ihr wollt die Stute also sehen? Man hat, euch, denk' ich, gesagt, dass sie... —

— Gewiss, man hat mir gesagt, sie sei herrlich. Ich liebe die Pferde, bin aber freilich kein Kenner. Das sag' ich euch ganz aufrichtig, denn man hat mir versichert, dass ihr ein Ehrenmann seid. —

Der Bauer verstand nicht recht, blickte ihn von der Seite an und schüttelte den Kopf. Was? Er wollte ein Pferd kaufen und verstand doch nicht das geringste davon? Da musste etwas dahinter stecken. Er erwiderte:

— Ihr habt recht, ein Ehrenmann, auf mich könnt ihr euch verlassen. — Und er lächelte in einer Weise, die vieles bedeuten konnte. Auch der Organist lächelte, indem seine blutleeren Lippen das weisse Zahnfleisch entblössten. Er war glücklich und ungeduldig wie ein Kind, dem man ein wunderbares Spielzeug versprochen.

— Ich will sie jetzt gleich holen und sie euch zeigen. Dann reden wir darüber. —

Das Tier war wirklich schön: kräftig und glänzend, mit Liebe gepflegt und gestriegelt. Es kam mit erhobenem Haupte tänzelnd daher. Plötzlich bäumte es sich auf, wurde dann wieder ruhig und schien den Boden mit den Füßen abzutasten, indem es ängstlich und behutsam mit den Hufen trappelte.

— Warum tut sie so komisch? Was hat sie denn für einen Gang . . . seht ihr nicht? —

— Wie sollte sie denn anders gehen können? Und dann, das macht natürlich auch der Hafer. Sie ist zu gut gefüttert. Wir lassen sie nur wenig arbeiten, seitdem . . . ihr wisst ja was. —

Was denn? Er wusste von nichts, achtete auch nicht weiter auf die Bemerkung. Das Tier gefiel ihm, er betrachtete es von allen Seiten, streichelte es. Es verhielt sich ruhig, aber seine Nüstern bebten, als prüfe es den Duft der Erde und der Weite. Nur sein Blick blieb starr, unbeweglich und leer.

— Es gefällt mir, gefällt mir mächtig. Es hat eine schöne Mähne, einen prächtigen Schweif. . . —

Er sprach abgehackt und fiebrig wie ein begeisterter Junge und fuchtelte lebhaft mit den Händen.

Kurz darauf, nachdem der Bauer bezahlt war, liess er sich helfen beim Anspannen des Tieres an den alten Wagen, dann stieg er auf den Bock und ergriff die Zügel.

— Sie kennt den Weg, sie hat ihn gewiss schon tausendmal gemacht und kann sich auf ihre Nase verlassen. Es besteht keinerlei Gefahr. Aber vor allem, weg mit der Peitsche! Sie erträgt sie nicht und erschrickt davor — empfahl der Bauer.

„Gefahr?“ — dachte der Organist — „Wieso? Was soll das heissen? Und der Weg? Ich kann doch lenken.“ Er hatte die Worte des Bauers nicht begriffen, dachte aber nicht länger darüber nach.

Das Pferd begann sofort zu traben. Von Zeit zu Zeit hob es den Kopf und wieherte vor Lust. Wirklich tönte es wie Freudengewieher. Auch der Organist hätte am liebsten gejauchzt und sein Glück laut herausgeschrieen.

Nun besass er ein Pferd, ein lebendiges Pferd! Die Pferde waren seine zweite Leidenschaft, die erste blieb natürlich die Musik. Immer hatte er Pferde geliebt. Es sind herrliche Tiere. Sie haben Muskeln wie aus lebendig vibrierender Bronze. Und das Auge... ein menschliches, kluges Auge. So stolz und gefügig sind sie zugleich, wie kein menschliches Wesen es sein könnte.

Und nun besass er auch eines: wie wird er es lieben und pflegen! Was war da das Eselchen daneben, das sein Vater ihm sterbend hinterliess. Ein armes, zahmes, schüchternes Tierlein, dabei eigensinnig und halsstarrig wie alle Schüchternen. Er hatte es zwar geliebt, weil sein Herz nun einmal lieben wollte. Er hatte es auch gepflegt, so gut er es verstand, und gefüttert, wie er glaubte, dass es recht sei. Aber das Grauchen nahm von Tag zu Tag ab, verzehrte sich, schmolz dahin und eines Morgens sah er es spindeldürr auf dem nackten Steinboden des Stalles liegen, neben dem Wassereimer; ganz unwahrscheinlich kalt fühlte es sich an.

Aber das Pferd wird er nicht sterben lassen. Das ist von anderer Rasse...

Was war denn los? Das Tier hatte plötzlich seinen Schritt verlangsamt, worauf es ohne ersichtlichen Grund steil in die Höhe stieg. Dann setzte es sich wieder in Bewegung, aber behutsam, mit gespitzten Ohren, als wäre es erschrocken über etwas, das nur ihm sichtbar gewesen.

„Vielleicht halte ich die Zügel nicht richtig?“ dachte der Organist voller Beunruhigung. Und doch konnte er das nicht recht glauben.

Er suchte das Tier mit guten Worten zu besänftigen.

Es ist schon lange nicht mehr aus dem Stall herausgekommen — dachte er weiter — alles erscheint ihm ungewohnt. Und dann hat ja der Bauer gesagt: der Hafer, das Futter...”

Bald nachher nahm die Stute ihren ruhigen Trab wieder auf und der Organist stieß einen erleichterten Seufzer aus. „Ach, welch’ gutes Tier, welch’ sanftes Tier, ein Tier, das einem niemals einen Streich spielen würde und dazu ist es schön wie kein zweites”.

Er bewunderte das Spiel der bewegten Muskeln und war stolz darauf, als wären es seine eigenen gewesen.

Wie schön, so laufen zu lassen, während einem der Wind Gesicht und Haare streichelt. Es kam einem geradezu die Lust an, laut zu singen, und, wäre er jünger gewesen...

Was gab es jetzt? Wer war das?

Drei Mädchen winkten ihm aus etwa fünfzig Meter Entfernung vom Strassenbord zu. Er hörte auch ihre Worte, während die Stute langsamer ging und die Ohren spitzte.

— Das ist ja der Martino! Der Orgel-Martino! Mitsamt dem Wagen! Martino! Martino — Er hielt bei ihnen an, mit einem Ruck, voller Stolz, ein glückstrahlendes Lächeln entblösste sein krankes Zahnfleisch.

—Gehört der Wagen dir, Martino? —

— Dürfen wir aufsitzen? —

— Wir kommen von der Madonna del Monte. Denk’ Martino, zu Fuss von Varese! —

— Nimm uns mit, Martino! Es sind noch ein paar Kilometer bis zum Dorf und wir sind müde. —

Lächelnd und stolz lud er sie ein, mit einer Gebärde der Hand, und die Mädchen folgten ihm mit Freudengeschrei. Zwei von ihnen setzten sich in den Wagen, die dritte kletterte zu ihm auf den Bock und glättete dann ihre Kleider, damit es keine Falten gebe.

— Gehört der Hengst dir, Martino? Hat er keine Launen? —

— Erstens ist es eine Stute und kein Hengst, und dann... weshalb sollte sie Launen haben? — (Er fühlte sich beleidigt.)

Er schnalzte mit der Zunge:

— Hopp, Lena, Hopp! —

Das Tier zog an und verfiel wieder in den vorigen Trab, der so schön die mächtigen, glänzenden Muskeln spielen liess.

— Nennst du sie Lena? Wie deine Lena?... —

— Wie die Lena, die dann den Franzosen geheiratet hat...?

— Und dich sitzen liess...

— Seid still oder ich stelle euch sofort auf die Strasse — drohte der Mann und sein Gesicht verfinsterte sich.

Der Schmerz um jenes Weib, das er geliebt, erwachte bei der leisesten Anspielung, sein wundes Herz öffnete sich zuckend und blutete. Wahrlich, solange ihm ein Tropfen Blutes in den Adern bleibt, wird sein Herz also bluten.

— Haltet den Mund oder ich werf euch hinaus! —

Doch gleich darauf heiterte sich sein Antlitz wieder auf, während die Mädchen hinter seinem Rücken um die Wette plapperten. Auch die an seiner Seite hatte sich umgedreht und Gekicher unterbrach häufig das lose Geschwätz.

Der Himmel begann sich rasch zu verdüstern und bei den ersten Häusern setzte ein feiner Regen ein, der immer dichter und heftiger wurde.

— Martino, um des Himmels Willen, das Verdeck! —

Aber das Verdeck war widerspenstig. Den vereinten Kräften aller viere zum Trotz blieb es unbeweglich in seinen verrosteten Gelenken.

Eine schwere Riesenwolke verdeckte den Himmel und sank eilig gegen den Horizont hinab.

— Steigt nur rasch wieder auf. Es tut nichts. Ich fahre euch in die Wirtschaft zum Lamm, es ist nur zwei Schritte von hier entfernt. Dort machen wir Halt. Steigt auf, es regnet ja noch nicht stark! —

— Beeile dich, Martino, lieber Gott, mein neues Kleid! —

— Und mein Schal, Martino, mach' schnell! —

— Ach Gott, wer hätte das gedacht, so ein herrlicher Tag! —

— Nur Geduld. Alles braucht seine Zeit — beschwichtigte sie der Organist, selber ganz bekümmert, die Peitsche fest umklammernd. — Wenn ihr zu Fuss gegangen wäret, so hättet ihr noch mehr abgekriegt. Ihr könnt der Vorsehung danken. Hopp, Lena, hopp! —

Wiewohl er tropfnass war, wandte er sich munter zu ihnen um:

— Seht ihr? das Rösslein will euch aus der Patsche ziehen.

— Seht nur, wie es läuft! —

Ein Blitz schnitt den Himmel entzwei. Allsogleich erdröhnte ein Donnerschlag, grad über ihren Köpfen. Die Mädchen stiessen einen Schrei aus: die Stute bäumte sich wiehernd vor Schreck, doch fiel sie sofort wieder auf ihre vier Hufe zurück und warf sich in einen doppelt so raschen Trab.

— Martino, um des Himmels Willen! —

— Halt' an, Martino! —

— Das Pferd ist scheu geworden! —

Der Mann bemühte sich zu lachen obwohl er selber voller Unruhe war. Er suchte die andern zu beruhigen und wandte sein armes, vom Regen gepeitschtes Gesicht nach ihnen um:

— Ach was, niemals! Gott, seid ihr aber ängstlich! Es ist doch ein braves Tierlein. Seht, wie es rennt, um euch ins Trockne zu bringen! —

— Halte doch, Martino, halte! Wir wollen absteigen. Wir haben Angst! —

— Martino! — schrie plötzlich das Mädchen neben ihm — Martino! lass sie nicht aus der Hand! Das Pferd ist verrückt! — Es war ein Bauernmädchen und verstand etwas von Pferden.

— Ich helfe dir, ich will dir schon helfen. Halt' die Zügel fester! —

Sie riss die Zügel aus den schlaffen Händen des Mannes und hielt sie fest in der Faust, indem sie die Füsse mit aller Kraft gegen das Fussbrett stemmte.

— Lass doch, lass sein! — wehrte ihr der Mann — du zerreissest ihr ja das Maul. Ach, welche unnötige Angst, das Tier ist doch zahm und gut! —

Er sprach ohne Ueberzeugung, gepressten Herzens und mit abgehacktem Atem.

— Ganz wie deine Lena... eine Verräterin ist sie! Hilf uns, Martino! —

— Halt doch, halt! — Er hörte nur noch diesen Schrei. Die Mädchen hielten sich eng umschlungen und achteten weder auf den Regen noch auf die neuen Kleider.

Der Wagen flitzte mit höchster Geschwindigkeit durch die Strasse, die zum Dorfe führte. Die Häuser zu beiden Seiten

widerhallten vom Donnergepolter. Eine Frau hatte eben noch Zeit auszuweichen und bekreuzte sich. Ein Bauer, der unter einer Dachtraufe Schutz gesucht, verwarf die Arme wie wild und rannte hinterher, indem er ihnen etwas nachschrie. Bei der ersten Biegung war er verschwunden.

— Sie ist verrückt, die Stute ist verrückt! Hab' Erbarmen mit uns, Martino! —

— Zieh fest, Martino, zieh' auch du fest... zersäge ihr das Maul, Martino. Wenn sie nicht steht, sind wir verloren. So zieh' doch Martino! — keuchte das Mädchen auf dem Bock in äusserster Anspannung aller Kräfte.

Wieder dröhnte der Donner. Das Tier bäumte sich so gewaltig, dass es mit der Kruppe gegen den Bock stiess.

— Aber was hat sie denn? Was packt sie nur? — stammelte der verwirrte Organist. Uneingedenk der Gefahr, erhob er sich auf dem Bock. — Ich kann es nicht verstehn... —

— Wenn wir sie jetzt nicht zum Stehen bringen, so werden wir sie nicht mehr halten können. Hilf mir, Martino, zieh' fest, zerreiss' ihr das Maul... aber so zieh doch! —

Der Mann war wie erschlagen. Er hörte nichts mehr.

Da sah er plötzlich Leute, die auf ihn zueilten. Er bemerkte, dass der Wagen stand. Wie hinter einem Schleier sah er das Tier ausgleiten, schlaff zur Seite fallen und unbeweglich liegen bleiben... dann sah er es zappeln, verstrickt in Zügel und Leitstangen... Er sah auch, wie man die Mädchen in das seitlich gelegene Wirtshaus brachte.

— Aber warum? Wieso denn? Was war geschehen? —

Man hiess ihn absteigen, sprach etwas zu ihm, fragte ihn nach etwas. Aber er verstand nichts. Noch war es ihm unmöglich, das Geringste zu erfassen.

Ganz automatisch half er mit, das Pferd wieder auf die Beine zu stellen. Unaufhörlich streichelte er ihm Maul und Brust, mit mechanischer Gebärde, ganz verwirrt fragte er ringsum:

— Wieso? Was ist geschehen? Ist sie scheu geworden? Wovor? —

Und wieder betrachtete er das Tier, das sich endlich erhoben hatte und den Kopf hängen liess, an allen Gliedern zitternd, wie von heftigem Fieber befallen.

— Weshalb ist sie scheu geworden? Wovor? Wisst ihr es? —
frag er einen Bauer, der das Pferd am Zügel hielt.

— Das Gewitter — meinte der Mann, ausweichend. — So
was kann es geben. —

— Es ist das erste Mal, dass sie herauskommt, hat sie sich
verletzt? —

— Ich glaube nicht, habt ihr Unsinn mit ihr getrieben? —

Alle Leute waren ins Wirtshaus geflüchtet. Der Regen ergoss
sich in unerschöpflichen Strömen und weichte die beiden ein,
die völlig empfindungslos zu sein schienen.

— Ich? Wieso denn? Welchen Unsinn soll ich getrieben
haben? Ich hab das Rösslein doch gern. Es ist ein schönes
Tier. Es hat den Donner gehört, hat sich aufgebäumt. Grad
wie ein Mensch! Nun wird es müde sein. Es ist schon so weit
gelaufen und immer im Trab. Aber ganz von sich aus! Ich hätte
es doch nicht gezwungen! Hat es vielleicht Hunger? —

Aus dem pechschwarzen Himmel fiel rasch die Finsternis
hernieder. Lichter entzündeten sich. Das Gewitter zog ab und
der Donner war nur noch ein unterdrücktes und harmloses
Brummen. Unvermittelt entflammte auch die Laterne neben den
beiden Männern. Aus der Wirtschaft erklang Klaviergetön und
Mädchenlachen.

— Wollen wir sie einstellen, sie wird sich sonst erkälten?
Im Vorraum ist Platz genug für sie. —

Doch die Stute wollte sich nicht rühren. Auch der Bauer ver-
suchte sanft an ihr zu ziehen, umsonst.

— Armes Tier, es ist zerrissen im Maul. —

— Du Armes, Armes! Wie es zittert... Die dort ist's ge-
wesen... ich sagte ihr ja, sie dürfe nicht so reißen! —

— Es war aber notwendig! Wenn ein Pferd scheut, kann man
nicht so rücksichtsvoll sein. Wahrhaftig, das Tier ist mal eigen-
sinnig! Es wird vom Schrecken sein. Es ist ja wie ausser sich. —

— Wenn wir versuchten, ihm ein wenig Hafer zu geben? —

Eiligst verschwand Martino in der Richtung auf das Wirtshaus
zu. Gleich darauf kam er zurück mit einem Eimer voll Hafer.
Verwundert blieb er stehen, dann trat er rasch hinzu:

— Was macht ihr da? —

Der Bauer hatte das Tier gegen das Licht gedreht und unter-
suchte es aufs Genaueste. Hin und wieder schüttelte er den Kopf:

— Hat es sich bewegt, folgt es euch? — rief der Organist erfreut. —

— Wollen wir versuchen, ihm Hafer zu geben? —

Er hielt dem Tier den Eimer unter die Nase:

— Komm schön, friss, komm friss, es ist gut... —

Der Bauer sah ihn an, halb erstaunt, halb verächtlich.

— Wer hat euch dieses Pferd verkauft? Ihr findet wohl, es sei ein schönes Tier? Soll das ein Wagenpferd sein? —

— Aber ja... Es ist doch schön, nicht wahr? Findet ihr es denn nicht auch schön? — frug er schmerzlich.

— Gewiss, was den Bau anbelangt... Aber wisst ihr denn nicht?...

Auf dem Klavier wurde ein rasender Walzer gespielt. Durch die vom Regen gestreiften Fenster sah man drei Mädchengestalten mit ihren Kavalieren, die sich im Tanze drehten, drehten. Eine verschwand gegen den Hintergrund, dann die zweite, während die dritte schon wieder lächelnd auftauchte. Sie trug ein hellrosa Kleid und zeigte beim Lachen die schönen, gesunden Zähne eines Bauernmädchens. Sie hatten schon alles vergessen. Sie waren ja noch so jung! Und nun gaben sie sich mit ganzer Seele diesem übermächtigen Vergnügen hin.

— Was sollte ich wissen? Ich weiss gar nichts. Warum es nicht frisst? —

— Und wie sollte es denn fressen, wenn es nicht sieht? —

— Ja, es ist zu dunkel. —

— Ach was, dunkel. Das Maul müsst ihr ihm in den Kübel stecken, wenn ihr wollt, dass es fresse. Es sieht doch überhaupt nicht! Auch bei der Sonne nicht. Oder dann nur wie durch einen Schleier. —

— Wieso? Warum sieht es denn nichts? —

Ach, diese Mädchen... diese Musik... Und der Regen, wie weh er tut, wenn er so heftig ins Gesicht peitscht!

— Sie ist fast ganz blind, Martino... fast ganz blind... die Stute...

Dieser Regen, wie heftig er schmerzt im Gesicht!

(Autorisierte Übersetzung von A. M. Ernst-Jelmoli.)